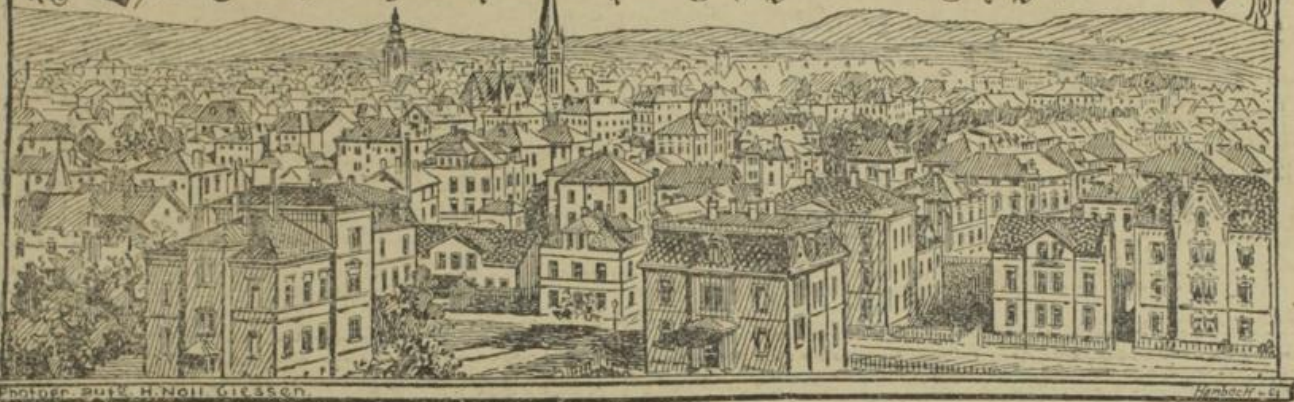


# Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Pfingsten.

Auf allen Bäumen tanzen weiße Blüten,  
wie Schmetterlinge, die im Weiterfliegen  
sich schaukelnd auf den dunklen Ästen wiegen.  
Wir tragen ihren Duft an unsern Hüten,  
in unsern Kleidern halten wir ihn fest  
und lauschen, wie ein Orgelmann am Rande  
des Wegs, den Stelzfuß halb verscharrt im Sande,  
sein wehmuthlasses Lied ertönen läßt.

Windmühlen stehn mit unbewegten Flügeln  
als Totenkreuze schlafend auf den Hügeln,  
die weiß erglänzen, breite Wellenschäume,  
als wären aus des Himmels blauem Brand  
die Wolken, müd' vom Sehen unserer Träume,  
hinabgesunken in das flache Land —  
und zögen weiter nun im Grün der Bäume.

Ermin T. Wegner.

## Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Eine große Wandlung war mit Dora vorgegangen. Sie sträubte sich gar nicht mehr, das, was Spalding tat und sagte, als recht anzuerkennen. Es war selbstverständlich, daß alles, was er tat und sagte, gut und richtig war.

Sie hatte es aufgegeben, sich in ihrem Innern gegen den Einfluß zu sträuben, den Spaldings Person auf sie ausübte.

Wie ein Frühlingsahnen durch die Natur geht, so ging ein Ahnen des Glücks durch Doras Seele. Sie fing an, daran zu glauben, daß es auch für sie noch eine frohe Zukunft gebe, sie fing an zu ahnen, daß der rechte Mann gekommen sei, der ihr das Glück des Lebens, der ihr alle die Schätze des Daseins brachte, auf die sie verzichten zu müssen geglaubt hatte. Er war ein Mann von tiefem Empfinden, von impulsivem Gefühl. Das hatte sie gesehen und gefühlt, als er ihr so heiß die Hände küßte, unmittelbar nach dem Austreten im Musikverein, als sie einen Augenblick mit ihm in dem Künstlerzimmer allein war. In seinen Augen hatte es aufgetaucht, eine Flamme war dort einen Augenblick lang für Dora sichtbar gewesen, deren Anblick sie mit Wärme und freudigem Schreck erfüllte. Dieser Mann konnte heiß und tren empfinden, und er empfand für sie.

Ohne innere Kämpfe ging es indes bei Dora natürlich nicht ab. Wenn man gewöhnt ist, seine Gedanken jahrelang in einem bestimmten Kreise gehen zu lassen, ist es schwer, dieselben in andere Bahn zu bringen und dort festzuhalten; sie kehren gar zu gern in den alten Kreislauf zurück. Auch die Gedanken sind bequem und faul, abgesehen davon, daß sie

widerspenstig sind. Aber immer mehr erstarke das Gefühl in Dora, daß sie vertrauen dürfe, aus vollem Herzen vertrauen; daß sie diesem Manne nicht nur ihre Werke, sondern auch ihr Glück und sich selbst anvertrauen dürfte.

Noch war ein Ringen und Kämpfen in ihr; aber sie wußte, das Gute würde siegen, und das Gute, das war die Neigung zu dem Manne, der ihr unter so sonderbaren Umständen zum ersten Male entgegengetreten war, und den das Schicksal ihr wieder in den Weg geführt hatte.

„Neigung“ nannte Dora das Gefühl. Sie fürchtete sich, es bei seinem wahren Namen zu nennen.

Das waren anderthalb Wochen voll harter Arbeit für Werner gewesen. Vormittags auf dem Bergwerk, nachmittags auf dem Hüttenwerk; nicht nur nach dem Rechten sehend, sondern beständig mit neuen Projekten beschäftigt, am Tage in Anspruch genommen bis auf den letzten Augenblick, in dem er sich wieder zur Nachtruhe begab, und selbst wenn er des Nachts erwachte, immer noch an die neuen Projekte und deren Ausführung denkend.

Es war viel Ruhelosigkeit in Werner, und diese wurde vermehrt durch den Gedanken an Dora, die sich mit Fähigkeit und unwiderstehlicher Gewalt in seine dienstlichen und sachlichen Erwägungen hineindrängte. Zwischen den Walzenstraßen, in den Hütten, zwischen den glühenden, hin und her schießenden Eisenmassen, und unten im Bergwerk, in der einsamen Strecke, wo nur der Widerhall der Tritte vom Laufbrett klang und der matte Schein der Sicherheitslampe die Finsternis ein wenig erhellte, überall sah Werner Dora vor sich, wenigstens ihr Gesicht, dieses glühende, heiße Gesicht mit den leuchtenden Augen; dieses Gesicht, das in jenem Augenblicke so schön, so bezaubernd ausgesehen hatte.

Sonnabend abend um sechs dreiviertel Uhr kam Geheimrat Kersten mit Graf Klintner auf den Hüttenhof gefahren. Graf Klintner meinte, sein Automobil sei nicht ganz in Ordnung, und er habe deswegen den Wagen Kerstens benützt. Er zeigte sich aber auch so interessiert für den bevorstehenden Statabend, daß sich Werner unwillkürlich sagte:

„Wenn ich nicht wüßte, wer die Leute sind, ich würde sie für ein paar Bauernfänger halten, die mich heute abend ausplündern wollen.“

Die beiden Besucher betrugten sich so sonderbar, daß Werner in eine Unruhe geriet, die ihn überall eigenartige Erscheinungen sehen ließ. Als sich Inspektor Lenste von ihm verabschiedete und ihm Werner sein „Auf Wiedersehen am Montag!“ zurief, lächelte Inspektor Lenste so eigentümlich. Ein ungewohnter Zug in den Gesichtern des Geheimrats und des Grafen Klintner war auch noch zu sehen, als sie Werner wie einen Gefangenen nach Hause brachten, und auch Frau Wolf, die Wirtschafterin, hatte diesen eigentümlichen Zug in ihrem Gesicht.

So kam es wenigstens Werner vor.

Frau Wolf hatte den Spieltisch für die Herren im ersten Stodwerk in dem Balkonzimmer zurechtgemacht.

„Wir wollen erst etwas essen und dann an das Spiel gehen,“ schlug Werner vor; aber Graf Kinter und Kersten protestierten dagegen:

„Das gibt es nicht!“ sagte Kersten. „Mit vollem Magen spielt es sich schlecht. Erst sollen Sie mit uns ein paar Runden Skat spielen, dann kommt das Essen.“

„Aber ich bin sehr hungrig,“ protestierte Werner.

„Sie werden es schon noch anshalten.“

Werner hatte das Gefühl, als ob er selbst oder die beiden Gäste nicht richtig im Kopfe seien. Konnten denn diese beiden sonst so vernünftigen Menschen derart fanatische Skatspieler sein, daß sie ihn nicht einmal essen ließen? Oder was war sonst los? Gaukelte ihm die Unruhe, die ihn seit so langer Zeit Tag und Nacht quälte, irgendwelche Phantasien vor?

Werner und seine beiden Besucher setzten sich an den Skattisch, und da es draußen anfang dunkel zu werden, mußte das elektrische Licht angebracht werden.

Werner spielte zerstreut, aber Kinter und Kersten noch zerkreuer. Wirklich, ein sonderbareres Spiel konnte man sich gar nicht denken; jeder der Spielenden schien an etwas anderes zu denken, aber nicht an das Skatspiel.

„Meine Herren, Sie sind hungrig,“ sagte endlich Werner; „das merkt man Ihrem Spiele an. Ich bin selbst ein eifriger Skatspieler, aber Sie sind wirklich auch keine Feinden des Spiels. Ich glaube, wenn wir gegessen haben, wird die Sache besser gehen.“

„Seien Sie doch nicht so entsetzlich materiell,“ meinte Geheimrat Kersten etwas ärgerlich, „und reden Sie nicht fortwährend vom Essen! Wenn wir Fehler beim Spiel machen, so liegt das daran, daß wir noch nicht aufeinander eingespielt sind. Wirklich, Graf Kinter, Sie könnten etwas mehr acht geben. Durch Ihre Unaufmerksamkeit haben wir die beiden letzten Spiele verloren.“

Graf Kinter antwortete nicht, sondern lächelte sehr eigentümlich. Dann sah er nach der Uhr, und Kersten folgte seinem Beispiel.

„Ich will Ihnen etwas sagen,“ bemerkte Kersten dann; „wir spielen bis acht Uhr, dann können wir meinetwegen essen. Die halbe Stunde werden wir schon noch aushalten.“

Werner spielte weiter ohne Aufmerksamkeit. Er wurde auch durch eine ihm unerklärliche Unruhe, die draußen auf der Straße und in der Nähe der Villa herrschte, gestört. Er kannte alle Geräusche, die sich tags und nachts in der Umgebung seiner Wohnung bemerkbar machten, ganz genau. Aber heute gab es so viele außergewöhnliche Autosuhren hin und her, und zwar in allerschleunigster Gangart, das hörte man an ihrem ängstlichen Tuten. Es kam Werner vor, als höre er den Marschschritt von großen Kolonnen aus der Entfernung. Auch die Töne von Musik schienen zu ihm herüberzubringen.

Er war seiner Sache allerdings nicht sicher; er wußte ja überhaupt nicht mehr, ob er Herr seiner Gedanken sei.

Die Regulator-Uhr im Zimmer schlug acht Uhr. Werner und Graf Kinter zogen ihre Taschen um zu ver gleichen.

Kersten legte die Karten auf den Tisch, stand auf und öffnete die Balkontür. Er trat auf den Balkon hinaus, und Werner wollte ihm folgen. Mit dem lebenswürdigsten Lächeln aber trat ihm Graf Kinter in den Weg und sagte:

„Lieber Freund, verderben Sie uns unsere Freude nicht!“

„Die Werner noch eine Frage stellen konnte, was das alles zu bedeuten habe, setzte draußen schmetternd eine Musikkapelle mit dem Nord-Marsch ein. Die wichtigen Rhythmen, unterstützt durch die Paukenschläge, erschreckten Werner fast. Sie tönten in unmittelbarer Nähe des Hauses.“

Kersten stieß die Tür des Balkons auf und rief den beiden zu:

„Nun ist es so weit! Bitte, treten Sie hinaus!“

Heller, grünlicher Schein ließ Werner fast erschreckt zurückprallen. Viele Hunderte von Magnesiumfackeln braunten da unten auf der Straße und kamen mit ihren Trägern marschierend, und hinter dem grünlichen scharfen Lichte des Magnesiums kamen viele hundert Bergmannslampen, deren Träger in Gliedern zu zwölf Mann die ganze Breite der Straße einnahmen.

Ein Fackel- und Lampenzug Werner zu Ehren aus Anlaß seiner Ernennung zum Bergtrat!

Jetzt verstand Werner das sonderbare Betragen des Geheimrats und des Grafen. Sie hatten ihn in Wirklichkeit überrumpelt, in seinem Bureau verhaftet und nach seiner Wohnung geschleppt, damit er auch anwesend war und sich der Ovation nicht entziehen konnte.

Die Musik schwenkte von dem Hause ab in den Garten, und betäubendes Geschrei der Fackelträger begrüßte Werner, der jetzt allein auf dem Balkon stand, denn der Graf und der Geheimrat waren in das Zimmer zurückgetreten.

Als der Zug der Fackelträger die Villa passiert hatte und der Anfang des Zuges sich ein Stück hinter der Villa befand, ertönte das Kommando „Halt!“ Die Fackelträger machten Front und gaben einen Teil der Straße für die Lampen tragenden Bergleute frei, die jetzt in Reihen amarschiert kamen und sich vor die Fackelträger setzten. Die zweitausend Fackeln und die achtzehnhundert Bergmannslampen auf engem Raume vereinigt boten ein wunderbares Bild. Die Bergleute waren im Paradeanzug; auch die Hüftenleute hatten ihre eigentümliche Tracht mit den großen Hüten und den gewaltigen Schurzfellen angelegt. Das gelbliche Licht der Bergmannslampen und das grünliche Licht der Magnesiumfackeln brachte ganz wunderbare Lichteffekte hervor.

Mit lautem, nicht endenwollendem „Glückauf!“ begrüßten die Bergleute von der Justinus-Grube den auf dem Balkon stehenden Borgefetzten. Eine Deputation von Oberbeamten von der Theresien-Hütte und der Justinus-Grube kam durch den Garten in die Villa.

„Wir müssen hinunter“, erklärte Kersten, „und unten die Deputation empfangen.“

Werner war überrascht, ja ergriffen von der Ovation, an die er gar nicht gedacht hatte.

In den unteren Räumen harrete seiner noch eine weitere Ueberraschung. Dort empfing ihn nicht nur Frau Wolf mit sonderbarem Lächeln, sondern auch die beiden Diener von Saarkirchen in großer Livree, und ein Teil der Parterre-räumlichkeiten war zu einem großartigen kalten Bisset eingerichtet, das wie durch Zauber Schlag hier aufgebaut worden war.

Inspektor Lenske und Obersteiger Wandlisch waren die Führer der Deputation. In kurzen, kräftigen Worten sprachen sie die Glückwünsche der Beamten und der Arbeiterschaft aus und baten um ferneres Wohlwollen. Mit wenigen, aber von Herzen kommenden Worten antwortete Werner. Er war sonst ein gewandter und sicherer Redner, aber es versagten ihm die Gedanken ebenso wie die Stimme.

Die Oberbeamten baten Werner, durch die Reihen der Arbeiter zu gehen, um deren Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Werner durfte sich nicht sträuben. Er nahm seinen Hut und schritt, geleitet von den beiden Oberbeamten, erst nach rechts, dann nach links die Reihen der Arbeiter ab, die ihn mit lautem Jubel und Glückauf-Rufen empfingen.

Als er zur Villa zurückkehrte, sah er am Eingangstor Dora mit ihrer Tante sowie Kersten und Graf Kinter stehen.

„Die Damen wollten sich den Fackelzug ansehen,“ erklärte Kersten, „wir tun wohl am besten und führen sie hinauf auf den Balkon, damit sie sich von dort aus das großartige Bild betrachten können.“

(Fortsetzung folgt.)

## Frischens Liebestraum.

Fingst-Skizze von B. Rittweger.

Frischen hatten ihn die Eltern genannt und die älteren Geschwister, und „Frischen“ hieß er in der Elementarschule und später auf der Realschule, die er besuchte, um das Einjährige zu erreichen. Aber er brauchte nicht zu dienen bei seinem schwächlichen Körperbau. Nicht besonders begabt, war er aber doch als leicht zu lenkender eifriger Schüler, als verträglicher Kamerad bei Lehrern und Mitschülern wohl gelitten. „Frischen“ hieß er auch noch, als er schon Bankbeamter mit einem netten Einkommen war. Die Borgefetzten schätzten den jungen Rothe als tüchtigen gewissenhaften Arbeiter, und wenn er etwas mehr Sicherheit in seinem Auftreten gehabt hätte, würde er am Ende gar Karriere gemacht haben. Doch ging danach sein Ehrgeiz nicht. Nur soviel verdienen, daß er mit der Zeit daran denken konnte, eine Familie zu gründen, das war sein Streben. Und eigentlich war er jetzt soweit. Das fiel ihm aber erst ein, als ein Stodwerk unter ihm eine junge Lehrerin eingezogen war, der er oft auf der Treppe begegnete. Als höflicher junger Mann zog er jedesmal den Hut. Das erste mal dankte sie etwas errannt, denn in Großstädten gehen gemeinlich Bewohner desselben

Hauses, wenn sie sich nicht vorgestellt sind, grüßlos aneinander vorüber. Das zweitemal lächelte Fräulein Edith Sommer schon ein klein wenig, und jetzt nickte sie bereits so freundlich, als wären sie alte Bekannte. Und sie wußte doch nichts weiter von ihm, als daß er Fris Rothe hieß und Bankbeamter war. Diese Kenntnis verdankte sie der Portiersfrau, die ihr die Kufwartung besorgte. Fast den ganzen Herbst über blieb's bei dem stummen Gruß. Aber Fris Rothe sah im Wachen und im Traum immer das liebe feine Gesicht der jungen Lehrerin vor sich, und es war ihm, als habe er sich so, gerade so von jeher seine künftige Frau gedacht. Gar zu gern hätte er Fräulein Sommer einmal gesprochen, aber das wagte er natürlich nicht. Er wartete geduldig darauf, daß das Schicksal ihm so oder so gnädig die Bekanntschaft vermitteln würde. Und wirklich, das Schicksal war so freundlich. Eines Tages fand Fris Rothe in seinem Briefkasten eine Drucksache: Ein „durchaus solides Beiratsbüro“ bot ihm seine „ganz diskrete Vermittlung“ an. Und — nein, wenn das nicht ein Wink des Schicksals war: gerade in diese Drucksache hatte sich eine Postkarte geschoben, die an Fräulein Edith Sommer, Lehrerin, adressiert war. Natürlich mußte er die Postkarte sofort persönlich abliefern, und daß er Fräulein Sommer jetzt treffen würde, hatte ihm das helle Fenster gesagt. Natürlich würde er nur bescheiden anknöpfen, die Karte überreichen und sich vorstellen. Es kam aber viel schöner. Fräulein Sommer bedankte sich freundlich und lud Fris Rothe, nachdem er sich vorgestellt, zum Näheretreten ein. Und er blieb zehn Minuten, und als er ging, hatte man für den folgenden Sonntag einen Spaziergang verabredet. Fris Rothe hatte vorgeschlagen, sie möge eine Kollegin dazu auffordern, denn er fürchtete, allein würde das junge Mädchen nicht mit ihm gehen wollen. Doch sie hatte lachend abgewehrt und gemeint, zu zweien wandere es sich am schönsten, und mit Kollegen sei sie schon oft genug zusammen. Auf Spaziergängen mit Kollegen laufe immer die Schule mit, die man doch ganz mal zu Hause ließe. Es wurde ein herrlicher Spaziergang, und es blieb nicht bei diesem einen Mal. An jedem schönen Sonntag zogen die zwei jungen Leute zusammen aus, mitunter schon morgens. Bei schlechtem Wetter gingen sie ins Theater, dann besorgte Fris die Billetts und Edith bewirtete ihn nachher in ihrem netten Zimmer mit Tee und Butterbrot. All' ihre kleinen Freuden und Leiden vertraute sie dem jungen Mann an. Er erfuhr, daß sie fast ganz mittellos war, keine Eltern mehr hatte, und daß sie gar nicht sehr für ihren Beruf schwärme. „Aber was bleibt einem armen Mädel weiter übrig,“ seufzte sie manchmal, und dann strahlte Fris. O, er wußte schon eine Hilfe, er wollte nur noch den 1. April abwarten. Wenn ihm die in Aussicht gestellte Gehaltserhöhung sicher war, würde er um das geliebte Mädchen werben.

Weihnachten brachte eine Trennung: Fris reiste zu seiner Mutter, Edith zu einer Tante. Und nach Weihnachten gab's scharfen Frost, und nun ging's zum Schlittschuhlaufen. Fris war ein guter Läufer. Edith, noch ungeübt, ließ sich gern von ihm führen. Daß ihn ein so feines, kluges, hübsches Mädchen lieb hatte, war ihm oft wie ein Traum. Wer es konnte doch nicht anders sein, sonst würde sie natürlich nicht so gern mit ihm zusammen sein. Fris hatte keine Ahnung von der Kameradschaft zwischen jungen Männern und Mädchen, wie sie heute üblich ist. Er war in einer Kleinstadt aufgewachsen; dort war eine solche Kameradschaft nicht denkbar. Zu gern erzählte er Edith von seiner Mutter, und sie hörte geduldig zu. Nun war der Frühling da, und Pfingsten stand vor der Tür. Der 1. April, oft ein loser Geselle, hatte Fris Rothe richtig dreihundert Mark Gehaltserhöhung gebracht. Edith hatte keine Reiseskane für die Ferien, da die Tante sie nicht gebrauchen konnte. Für den ersten Pfingsttag hatte Fris Rothe mit ihr eine größere Tour verabredet. Sie wollten ein paar Stationen mit der Bahn fahren, dann ein malerisch über dem Fluß gelegenes altes Schloß besuchen und dort bis zum Abend verweilen.

Die Sonne lachte Pfingsten freundlich vom Himmel, und strahlend wanderte Fris Rothe mit Edith zum Bahnhof. Diesmal nahm er Fahrkarten für die zweite Klasse, denn der Andrang zu den Schaltern der dritten war so groß, daß man auf einen leiblichen Platz nicht zu rechnen war. In einem Nichtraucherabteil kamen sie gut unter, nur ein Herr saß in der anderen Ecke. Edith sah in einem schlichten grauen Kostüm geradezu vornehm aus, und Fris Rothe bemerkte mit heimlichem Stolz, wie der Herr immer wieder, unauffällig zwar, aber doch sichtlich interessiert nach ihr blickte. Nach kurzer Weile erhob er sich gar und streckte Fris Rothe die Hand hin mit den Worten: „Ja, Fris Rothe, bist du's wirklich? Das ist zu nett, daß wir uns mal wiedersehen. Willst du mich, bitte, der Dame vorstellen? Ich hoffe doch, du erinnerst dich deines ehemaligen Schulgenossen?“

„Ja, jetzt, wo ich dich sprechen höre; so von Ansehen hält' ich dich nicht erkannt. Herr Albert Münzel, Fräulein Sommer. Leb'st du schon länger hier?“

„Gibt ein paar Tage, Fris Rothe. Ich bin seit dem 1. April als Lehrer an der Akademie angestellt. Ja, das war Dufel! Wenn ich denke, wieviel Maljünglinge in der Welt beinahe verhungern! Und mir fällt die Stelle, die mir noch reichlich Brot für meine Privatarbeiten läßt, durch Empfehlung eines Professors nur so in den Schoß.“

„Da muß man dir also gratulieren, Münzel. Also bist du wirklich Maler geworden, wie du schon auf der Schule vorhattest? Fräulein Sommer ist auch eine große Kunstschwärmerin, während ich wenig von diesen Dingen verstehe. Wo fährst du hin, wenn ich fragen darf?“

Die Antwort ergab, daß der Maler dasselbe Ziel hatte wie Fris Rothe und seine Gefährtin. Albert Münzel war sichtlich befriedigt von diesem Zusammentreffen, und auch Edith war's offenbar angenehm, daß der Künstler der Dritte im Bunde sein würde. Fris war weniger erbaut davon. Er hatte soviel von dem Tag gehofft; sein ganzes Herz drängte ihn zur endlichen Aussprache mit Edith, und das Pfingstfest schien so recht geeignet zum Verloben. Nun mußte er sich gedulden bis zum Nachhausekommen. Dazu kränkte es ihn, daß Münzel ihn fortwährend Fris Rothe anredete; Edith gegenüber, die nicht wußte, daß er überall so genannt wurde, war ihm das peinlich. Im Laufe des Gesprächs warf der Maler, übrigens ein schöner, stattlicher Mensch, hin: „Na, Fris Rothe, du trägst heute noch deinen Schulnamen mit Recht. Hättest ein bißel mehr in die Höf' wachsen können. Aber das läßt sich halt nicht erzwingen.“ Fris Rothe fand keine Antwort auf diese Bemerkung und so begnügte er sich mit einem Lächeln, das ihm aber herzlich schwer wurde; Ediths Blick streifte ihn fast mittelidig, und das tat ihm weh. Aber der Pfingstsonntag brachte dem armen Fris Rothe noch mehr Bitteres. Münzel nahm Edith vollständig in Anspruch, machte sie auf landschaftliche Schönheiten aufmerksam, und sie lauschte mit sichtlichem Vergnügen jedem Wort aus seinem Munde. Er war auch in anderen Dingen, von denen Fris wenig kannte, wohl bewandert, in der Literatur und in allerlei Kulturfragen. Da Edith auf alles lebhaft einging, flogen die Reden und Gegengreden unaufhörlich hin und her. Fris Rothe kam sich bald recht überflüssig vor. Auch als man am Ziel angelangt war, übernahm Münzel die Führung, suchte in der Glasveranda einen Sitzplatz aus und stellte das Menü zusammen, dabei aufmerksam nach Ediths Wünschen fragend. Edith war von strahlender Heiterkeit, die sich während des Mittagessens immer noch steigerte. Fris Rothe schlug dann einen Spaziergang in den Wald vor, der sich vom Schloß aus stundenweit auf dem Berggraben hinsog. Doch Münzel war der Meinung, man solle erst noch ein Ständchen sitzen bleiben und eine Tasse Kaffee trinken. Edith stimmte zu, und Fris Rothe sagte hastig: „So will ich den Kaffee bestellen. Sonst dauert es zu lange, die Bedienung reicht heute offenbar nicht aus.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, erhob er sich und wandte sich dem Schloßrestaurant zu. Dort bestellte er Kaffee, dann aber wanderte er nach einer anderen Richtung weiter, auf einem wenig begangenen Pfad, den er von früher kannte. Wochten die beiden Kaffee trinken, er mußte erst eine Weile allein sein. Was war denn eigentlich geschehen, daß er sich so unglücklich fühlte? Es hatte sich ein Freund aus der Schulzeit ihm und Edith angeschlossen. Dieser Freund hatte ihn „Fris Rothe“ genannt wie einst, und wie alle taten, die ihm nahestanden. Nur Edith hatte ihn bisher nicht so genannt, weil er eben für sie nicht „Fris Rothe“, sondern „Herr Rothe“ war. Es war ihm schmerzlich, daß sie es nun wußte, wie man ihn anzureden pflegte, aber früher oder später hätte sie's ja doch erfahren müssen. Und daß sie lebhaft auf Münzels Unterhaltung einging, das durfte er ihr doch nicht zum Vorwurf machen. Er hatte ihr noch nie von seiner Liebe gesprochen, auch nicht, wenn sie mal geküßt hatte: „So'n armes Mädel, wie ich, kriegt doch keinen Mann, und so werd' ich wohl zeitlebens Schulmeistern müssen!“ Wie konnte er da verlangen, daß sie sich nicht mit einem anderen Menschen gut unterhalten sollte? Nein, die Schuld lag nur an ihm selbst, an seiner Schwerfälligkeit. Und wenn's wirklich heute nicht zur Aussprache kam, morgen war ja noch ein Feiertag, und für morgen hatte Münzel bereits eine Verabredung mit Bekannten. Und vielleicht konnte er ihr doch heute abend noch sagen, wie lieb er sie habe und daß er nichts sehnlicher wünsche, als sie zur Frau zu bekommen und sie auf den Händen zu tragen. Müdig und von der Absicht erfüllt, nun fröhlich mit den Fröhlichen zu sein, eilte Fris Rothe zurück und fand die beiden am alten Platz, Kaffee trinkend und sich lebhaft unterhaltend. Sie rauchten Zigaretten und schienen in heiterer Stimmung. Als er an den Tisch trat, rief Münzel: „Na, Fris Rothe, du bist ja entsetzlich lange ausgeblieben, ich glaube, wir haben die Kanne allein ausgetrunken.“

„Ach, wirklich, Fris Rothe! Sie haben doch nichts dauegen, daß ich Sie auch so nenne? Die Kanne ist leer. Aber ich habe gar nicht bemerkt, daß Sie weg waren. Herr Münzel hat mich so gut unterhalten, daß ich nicht aus dem Lachen herausgekommen bin. Es gibt hoffentlich noch mehr Kaffee.“

„Sicher,“ erwiderte Fris Rothe mit Anstrengung. „Ich hab' mich vom Wald verlocken lassen, es ist so schön zwischen den hohen Tannen.“

„Ja, wir dürfen nun auch nicht länger faulenzeln. Herr Münzel. Bis Sie Ihren Kaffee haben, Fris Rothe, wird es wohl zu spät. Sie kommen uns vielleicht nach?“ Die letzten Worte klangen nicht gerade einladend. Doch Fris Rothe nickte und sah den zwei schönen, fröhlichen Menschen nach, bis sie zwischen den Bäumen verschwanden. Und nun wußte er, daß er heute nicht sprechen würde und morgen nicht und niemals. In dieser Nachmittagsstunde des Pfingsttags begrub Fris Rothe seinen Liebestraum. Als Münzel und Edith zurückkehrten und fragten, warum er nicht nachgekommen sei, erwiderte er mit ruhiger Stimme: „Ich fand's hier so schön. Die Sonne schien so warm. Ich glaube, ich habe geschlafen und geträumt. Aber nun bin ich ganz wach.“ Edith streifte ihn mit scheuem Blick, und der Maler lachte hell auf.

„Das sieht dir ähnlich, Fris Rothe! Trau'mst am helllichten Tag, wenn sich andere Leute amüsieren. Na, es muß auch solche Kläuse geben!“ Da nickte Fris Rothe und sagte: „Wir müssen wohl auf-

brechen? Die letzten Bäume sind immer so überfüllt an den Feiertagen."

Während der Rückfahrt war Frik sehr still, dafür unterhielten sich die beiden anderen um so besser. Der Maler verabschiedete sich, als die Elektrische an einer Straßenkreuzung hielt, er wollte sich noch mit einem Kollegen treffen. Frik und Edith stiegen auch aus und hatten noch ein paar Minuten zu gehen. Sie sprachen wenig und nur über ganz gleichgültige Dinge. Dann schloß Frik die Haustüre auf und am Eingang zu Ediths Wohnung gab er ihr die Hand und sagte: „Gute nacht, Fräulein Sommer, lassen Sie sich den Ausflug gut bekommen.“

„Danke, gleichfalls,“ gab Edith zurück und dann gähnte sie und setzte hinzu: „Tüchtig müde bin ich, aber es war doch ein herrlicher Tag!“ Das war der Schluß von Frikens Liebestraum.

### Wer hat das Pulver erfunden?

Wenige Fragen der Kulturgeschichte sind so heiß umritten, so oft von Gelehrten und Laien behandelt worden wie das Problem der Erfindung des Schießpulvers. Man hat uns Deutschen diesen Ruhm absprechen und den Chinesen oder Arabern zuschreiben wollen; doch dürfte nunmehr durch ganz neue Handschriftenforschungen dies alte Rätsel der Weltgeschichte endgültig gelöst und zu gunsten der Deutschen entschieden sein. Die Erfindung des Schießpulvers fällt ja letzten Endes mit der des Salpeters zusammen. Ob dieser Stoff in irgendeiner Form dem Altertum bekannt war, muß dahingestellt bleiben; die Berichte über salzartige Auswucherungen an einem Berge Nitria in Unterägypten, die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung angeben wurden, lassen sich auch auf Sodakristalle deuten. Am frühesten war, wie Prof. Dr. Doncamp jüngst des näheren ausgeführt hat, die Kenntnis des Salpeters bei den Chinesen verbreitet, die ihn aber auch erst seit dem Jahre 960 n. Chr. bei der Herstellung von Raketen mitverwendeten. Seine Verarbeitung zu Schießpulver ist den bezopften Söhnen des Orients aber erst viel später bekannt geworden, nachdem schon längst in Europa die alten Donnerbüchsen und Kanonen ihre eiserne Stimme erschallen ließen; die Angaben, daß bereits bei Belagerung der Stadt Kai-fung-fu durch die Mongolen 1232 Kanonen Verwendung gefunden haben, sind dahin zu berichtigen, daß es sich um Schleudermaschinen für Brandtöpfe handelte. Wichtige Aufschlüsse verdanken wir den noch ungedruckten Handschriften eines in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebenden Historikers Marcus Graecus, die sich auf das berühmte „griechische Feuer“ beziehen, das danach eine um das Jahr 673 gemachte Erfindung des Kallinikos aus Heliopolis ist und aus Salpeter, Schwefel, Blei und Harzen bestand, die mit brennbaren Ölen zusammengeschmolzen wurden. Diese Komposition ward fortgebildet zu salpeterartigen Gemischen von leichter Entzündbarkeit, die zu Raketen schiffen benutzt wurden, und es war nun nur eine Frage der Zeit und des Zufalls, daß man die treibende Kraft der Verbrennungsgase solcher Gemische zum Abschießen von Geschossen usw. ausnützte. Die Entdeckung des Schießpulvers in Deutschland wird bekanntlich einem Franziskanermönch namens Berthold Schwarz zugeschrieben und mit ziemlicher Sicherheit in das Jahr 1313 verlegt. Wirklich ist an dieser alten Ueberlieferung mehr Wahrheit, als eine überkritische Geschichtsschreibung bis in die jüngste Zeit zugeben wollte. Wohl haben die Araber bereits früher das Schießpulvergemisch gebraucht, aber es steht heute einwandfrei fest, daß Berthold Schwarz seine Entdeckung unabhängig von ihnen ganz selbständig gemacht hat. Ueber die geschichtlichen Fortschritte der Araber orientiert ein in der Petersburger Bibliothek aufbewahrtes arabisches Manuskript aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Die ersten Metallkanonen wurden, was bisher ebenfalls nicht bekannt war, 1326 in Florenz hergestellt, und schon 1341 werden eiserne Kanonen und Kanonenkugeln erwähnt. Aus all diesen erst jetzt richtig erkannten Tatsachen darf man als den Schluß ziehen: Das Schießpulver ist eine deutsche Erfindung, die von dem historischen Berthold Schwarz gemacht wurde, während die Araber lediglich eine Jahrhunderte alte technische Tradition ausbauten.

### Vermischtes.

kl. Die verräterischen Friseurinnen. Die chinesischen Damen von Hongkong sind in einer großen Aufregung, denn man ist einem grobangelegten Attentat auf die Spur gekommen, das die Friseurinnen dieser Damen auf die Haare ihrer Kundinnen schon seit langem begehen. Wenn sie sich den verräterischen Händen dieser Haar kämmlerinnen anvertrauten, wurden den Damen, ohne daß sie es merkten, allerhand Essenzen in die Haare gegossen, die einen schnellen Haarausfall bewirkten. Die ausgefallenen Haare sammelten dann die Friseurinnen und verkauften sie an europäische und amerikanische Aufkäufer. Die Haarausfuhr nach Europa und Amerika hat, wie die italienische Zeitung „Dra“ berichtet, in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen. Im Jahre 1910 wurden allein aus Hongkong nicht weniger als 500.000 Kilo Haare im Werte von 1/2 Millionen

Lire ausgeführt. Der größte Teil dieser Ware war für die großen Perückenmacher in Paris, London, Wien und New York bestimmt. Eine Zeitlang führte man aus China nur unverarbeitete Haare aus, aber seit einigen Jahren kommt ein großer Teil der Ware schon in verarbeitetem Zustande im Auslande an. In Hongkong selbst gibt es schon große Unternehmen, die sich mit der Herstellung von Perücken beschäftigen. Das größte davon, das einer amerikanischen Firma gehört, beschäftigt über 600 Arbeiter. Ein bemerkenswerter Umstand bei dieser ganzen Angelegenheit ist, daß die Mixturen und Essenzen, die die Friseurinnen ihren Kundinnen heimlich beibringen, eigens von den großen europäischen und amerikanischen Perückenmachern nach Hongkong geliefert werden. Es hat sich nun in China eine lebhaftere Bewegung gebildet, die diesen unianderen Handel unterbrücken will.

\* Ein glücklicher Ehemann. „Warum so niedergeschlagen?“ „Ach, bin 'n richtiger Pechvogel. Ist Ihnen in der Kreide nicht erzählt worden, daß einem gewissen Müller die Frau durchgegangen ist?“ „Aberdings! Und das sind Sie?“ „Nein... ein anderer Müller!“

\* Raffiniert. Soldat (der „seine“ Köchin an der Haustür abhuffelt): „Wenn nur nicht eines von den Fräuleins gerade herauskommt?“ Köchin: „Sei unbesorgt! Deinen habe ich erzögelt, daß ich neulich auf der Hinterterrasse von einem fremden Herren geküßt worden sei... seit der Zeit gehen sie immer zur Hintertüre hinaus!“

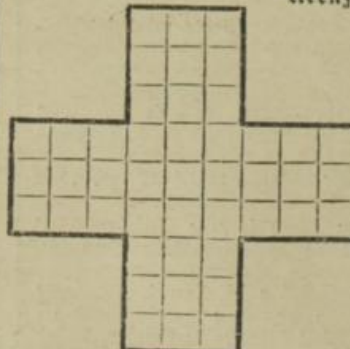
\* Vor Gericht. (Junge Frau zum ersten Male als Zeugin vor Gericht.) Richter: „Ihr Name?“ Sie: „Anna Maria Krude Schulze!“ Richter: „Aufname bitte!“ Sie (verschämt): „Schmuckelchen!“

### Büchertisch.

— Lieder zur Laute. Gerade zur rechten Zeit, da die ersten warmen, sonnigen Tage den alten Wandervogel wecken, und alt und jung hinauszieht, um in der neuerwachten, frühlingstollen Natur den Alltag zu vergessen, erscheint in der bekannten Notensammlung „Musik für Alle“ ein zweites „Laute- und Lieder-Buch“. Die beiden großen Abschnitte, in die das Werk zerfällt: „Auf dem Marsche“ und „Bei lustiger Raif“, zeigen, daß der Inhalt in erster Linie den Wandervögeln und überhaupt allen Wanderlustigen gewidmet ist. Der erste Teil enthält außer den bekannten Stücken „Ein Jäger aus Kurpfalz“, „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren“ und „Hinter Meß bei Paris“ u. a. auch ein neues Soldatenlied „Vogelmil' Pöppers: „Verdammt juchhe“. Im zweiten Teil finden wir Scherzlieder, wie „Ich ging emol spazieren“, das Handwerkerlied „Der Schneider-Jahrestag“, die Schauermär „Sabinchen“ und neben anderen, hübschen Stücken ein neues, balladenartiges Lied „Freie Vollenmann“. Den Beschluß bildet das reizvolle „Dandaadeia“ des verstorbenen Komponisten Georg David Schulz, dem Begründer des ersten deutschen Kabarets in Berlin. (Verlag Ullstein u. Co., Berlin SW 68.)

— Die Braunschweiger G.-R.-E.-M.-O.-n.-a.-t.-s.-c.-h.-r.-i.-f.-t hat als Mai-Sondernummer einen Band „Du wunderschöne deutsche Rhein“ herausgegeben. Die Nummer, die mehr als 140 Seiten umfaßt, ist durch wertvolle Artikel bekannter Autoren und durch eine Reihe von Illustrationen, besonders skandinavischen Ansichten, vervollständigt, so daß sie ein umfassendes Bild von den Ufern des Rheines, ihrer Geschichte, Kunst und ihres Kulturlebens vergangener Zeiten und der modernen Welt gibt. Unter den Mitarbeitern nennen wir: Dr. Bräuning, Dr. M. de Jonge, Dr. Werde, Geh. Hofrat Nebtens, Carl Salm, Dr. Mohr, Dr. Kuske, Hermann Ritter u. a. (Verlag Grimme, Ratsofs u. Co., Braunschweig.)

### Kreuzrätsel.



In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

a a a a a a a, b, c, c c c, k  
ä, i i i, l l l l, m, n, n, r r r  
r r, a s s s, t t t t t, u

derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

- 1. Italienischen Tonkünstler.
- 2. Eine Farbe.
- 3. Helfer in der Not.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Längsdrätsels in voriger Nummer:  
Topsf — Hahn — Oeder — Rad — Wachs — Auster — Land  
— Durst — Seil — Eichel — Nebel;  
Thorwaldsen.